

Tieren geht es meist nur um das Eine

Autor(en): **Weiss, Helen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **80 (2005)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-107366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Kämpfe unter Tieren laufen meist ritualisiert nach einem bestimmten Schema ab. Solche so genannten Kommentkämpfe, die nicht der Verletzung des Rivalen, sondern der Ausmarchung um das beste Revier und Weibchen dienen, können zum Beispiel

bei den Nashornleguanen im Berner Tierpark Dählhölzli beobachtet werden. Mit geöffnetem Maul, Kopf an Kopf, versuchen die beiden Tiere sich gegenseitig wegzuschieben.

Foto: RANDO



Text: Helen Weiss

Tieren geht es meist nur um das Eine

Haben wir Menschen das Streiten von den Tieren gelernt? Nicht unbedingt, sagen Verhaltensbiologen. Auseinandersetzungen zwischen Tieren sind kaum vergleichbar mit den Zwisten unter uns Menschen. Werden Tiere aggressiv, geht es eigentlich immer nur um das Eine: den Fortpflanzungserfolg.

Ein stampfender Stier, streitende Hähne oder Seeelefanten-Bullen, die sich bis aufs Blut bekämpfen – sie alle sind Sinnbilder für Aggressionen im Tierreich. Oftmals deuten wir Menschen das Verhalten der Tiere jedoch falsch. Wir projizieren Dinge in ihre Handlungen, die wir aus dem eigenen Leben kennen, weil wir als Laien ihre Verhaltensweise nicht von Grund auf verstehen. So finden wir etwa die Fische der Gattung Gurami einfach «süss», weil man sie oft beim Küssen beobachten kann. Die «Liebesbeweise» der Fische sind jedoch nichts anderes als so genannte Kommentkämpfe, ein angeborenes Kampfverhalten gegenüber Artgenossen, bei dem Verletzungen vermieden werden. Dass wir uns küssen, um Zuneigung zu zeigen, heisst also nicht, dass es Tiere aus demselben Grund tun. Genauso wenig streiten Tiere aus den gleichen Gründen wie wir.

AGGRESSIONEN MIT SINN

So wie beispielsweise Hunger, Sexualverhalten und Fluchtbereitschaft zur Verhaltensgrundausstattung gehören, ist auch die Aggression aus dem Verhaltensrepertoire keines Lebewesens wegzudenken. Aggression in der Tierwelt ist nicht zwingend ein böser, vernichtender Trieb, sondern ein Instinkt, um sich selber und die eigenen Nachkommen zu

schützen. Fachleute unterscheiden zwei Arten von Auseinandersetzungen in der Tierwelt: solche unter Artgenossen (intraspezifisch) und solche gegenüber Artfremden (interspezifisch). Die Aggression gegenüber Artfremden nutzt dem Beutefang und der Verteidigung vor Feinden. Vielschichtiger sind die Konflikte mit Artgenossen: Hier geht es vor allem um das Behaupten und Erringen der Rangposition innerhalb der Gruppe sowie um den Kampf um Geschlechtspartner, der sicherstellen soll, dass die eigenen Gene weitergegeben werden können. Zudem müssen Tiere ihr Revier, das genügend Nahrung und Nistplätze garantiert, ständig verteidigen. Nachbarschaftliche Zwiste unter Menschen mögen diesen Territorialkämpfen im Tierreich nicht unähnlich sein. Doch bei Tieren sind Kämpfe um den Nahrungsraum überlebenswichtig. Denn für sie steht immer die Erfüllung ihrer Grundbedürfnisse im Zentrum, also Nahrungssuche und somit die Erhaltung ihrer Lebensfunktionen sowie die Pflege der Nach-

kommen. Bei Nachbarschaftsstreitigkeiten unter Menschen hingegen geht es meist um irgendeine Art der Belästigung: Der Baum wächst über die Grundstücksgrenze, die Kinder spielen die Musik zu laut oder der Zaun versperrt die Aussicht. «Dass sich Tiere in diesem Sinne belästigt fühlen können, wäre mir neu», meint der Verhaltensbiologe Sven Krackow vom zoologischen Institut der Uni Zürich. Tierische Interaktionen an Reviergrenzen haben laut Krackow damit zu tun, dass ein Tier oder eine Gruppe versucht, ein Territorium zu etablieren oder ein bestehendes zu vergrössern. «Diese Motivation entspricht beim Menschen also eher Grenzstreitigkeiten zwischen Nationen oder Stämmen, nicht aber den berüchtigten Nachbarschaftsstreitigkeiten», so der Forscher.

WENN ES ENG WIRD . . .

Dass das Zusammenleben auf engem Raum auch für Tiere nicht einfach ist, zeigt etwa das Verhalten der Lemminge. Um die kleinen Na- ►

getiere aus dem Norden Europas ranken sich merkwürdige Geschichten: Die Tiere sollen sich zu grossen Zügen zusammenschliessen und gemeinsam ins Meer stürzen. Hintergrund solcher Sagen ist, dass Lemminge sich etwa alle vier Jahre explosionsartig vermehren und – wenn die Nahrung zu knapp wird – Wanderungen in günstigere Gebiete unternehmen. Sie überqueren dabei auch Flüsse oder Seen, wobei jeweils viele Tiere umkommen. Auslöser für die Wanderungen sind also die engen Platzverhältnisse: Indem sich die Nager durch Abwanderung distanzieren, vermeiden sie Aggressionen unter Artgenossen, die nicht miteinander verwandt sind.

KÄMPFERISCHER GESANG

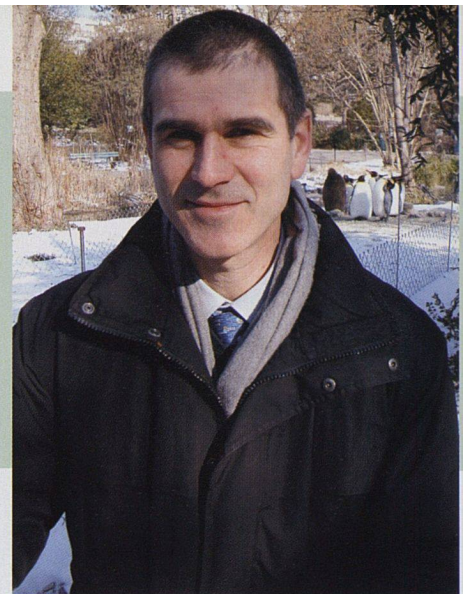
Auch Vögel wissen sich gegen die Enge zu helfen: «Singvögel verteidigen ihr Revier durch Gesang», erklärt Valentin Amrhein. Der Ornithologe studiert im Naturschutzgebiet Petite Camargue Alsacienne im französischen St. Louis das Verhalten von Nachtigallen. Wenn uns lautstarkes Vogelgezwitscher frühmorgens aus dem Schlaf reisst, hat dies also einen tieferen Sinn. Ähnlich wie bei uns Menschen ist auch das soziale Gefüge unter Tieren voller Konflikte. Insofern leben fast alle sozial höher entwickelten Wirbeltiere im Dauerstreit. Kaum «schwächelt» ein dominantes Tier, sinkt seine Stellung innerhalb der Gruppe. Oft überlebt es diesen Statusverlust nicht. Deshalb verteidigt der territoriale Singvogel sein Revier auch weiter, wenn er seinen Nachbarn kennt. Denn sollte einer von beiden nicht mehr singen, wird der andere eventuell in das «fremde» Revier fliegen und es übernehmen wollen.

RITUELLE KÄMPFE

Grundsätzlich versuchen Tiere, ihre Streitigkeiten rituell zu klären. Die Auseinandersetzung läuft meist nach einem gewissen Schema ab: «Deshalb endet ein Kampf selten



Der Ornithologe Valentin Amrhein untersucht im Naturschutzgebiet Petite Camargue Alsacienne im französischen St. Louis das Verhalten von Nachtigallen.



Olivier Pagan, Direktor des zoologischen Gartens Basel, muss bei Streitigkeiten unter Tieren in seiner Obhut Lösungen bieten.

tödlich», sagt Amrhein. Jedes Tier wird das Risiko genau abwägen, bevor es sich in eine Auseinandersetzung wagt. Natürlich gibt es im Detail Unterschiede: Der langjährige Platzhirsch wird sich ohne Zögern in seinen «letzten Kampf» stürzen, da eine erneute Übernahme seines Reviers ausgeschlossen ist. «Auch Löwenmännchen, die ihr Rudel an eine Gruppe anderer Brüder verlieren, sind oft dem Hungertod ausgesetzt», führt Sven Krackow ein weiteres Beispiel auf.

STREIT IM ZOO

Schwierig gestaltet sich das Kampfverhalten unter Artgenossen bei Tieren in Gefangenschaft. Gelingt es einem Tier nicht, sich innerhalb der Gruppe einen sozialen Rang zu erkämpfen, frisst es in seiner untergeordneten Rolle die Aggression richtiggehend in sich hinein, da es sie nicht ausleben kann. «Es wird immer schwächer und kann sogar sterben», erklärt Valentin Amrhein. Da Tiere in Gefangenschaft sich nicht von einer Gruppe distanzieren können, muss dies der Pfleger übernehmen. «Wir müssen im zoologischen Garten bei Streitigkeiten Lösungen bieten», sagt Olivier Pagan, Tierarzt und seit drei Jahren Direktor des zoologischen Gartens Basel. Für ein aus der Gruppe ausgeschlossenes Tier sucht man etwa in einem anderen Zoo einen guten Platz, im schlimmsten Fall wird es eingeschläfert. Pagan: «Diese Verantwortung müssen wir übernehmen. Denn die Lebensqualität des Tieres ist für uns prioritär.» Um

solche Situationen zu verhindern, ist es wichtig, dass die Gehege der Tiere entsprechend ihren Bedürfnissen eingerichtet sind und Rückzugsmöglichkeiten bieten.

EINE FRAGE DER GRÖSSE

Die Aggression bei Tieren wird oft von einer bestimmten Lebensphase, von einer Situation oder von hormonellen Vorgängen ausgelöst. Eine Bärin mit Jungen reagiert weitaus aggressiver, als wenn sie allein unterwegs ist. Ebenso sollte man einem Hirschbock in der Brunftzeit möglichst aus dem Weg gehen. Es gibt in diesem Sinn deshalb kaum Tiere, die reizbarer sind als andere. Auch (aus menschlicher Sicht) unberechenbare Tiere gibt es kaum. Denn nur weil wir Menschen die Zielvorstellung eines Individuums nicht kennen und die Reaktion somit nicht voraussehen können, ist das Verhalten des Tieres nicht unberechenbar. «Warum ein Bulle auf der Weide manchmal gefährlich wird und manchmal einfach weiter grast, bleibt oft das Geheimnis des Tieres», so Krackow. Zudem hängt der Grad der Bedrohung für uns Menschen wohl auch von der Grösse des Tieres ab: je schärfer die Klauen und je länger die Zähne, desto grösser die Angst. Eine angreifende Maus scheint uns weit weniger bedrohlich als ein wütender Tiger. Streitigkeiten untereinander oder Aggressionen gegenüber Artfremden müssen bei Tieren also genauso differenziert betrachtet werden wie bei uns Menschen.

wohnenextra